

Nr. 183. Bromberg, den 11. August 1935

Umweg zur Heimat.

Roman von Marliese Kölling.

(Schluß.)

Trotzdem erhoben sich alle von den Plätzen, als Friede, eine dicke Aktentasche in der Hand, an Großkopfs Seite den Saal betrat und sofort um die Erlaubnis zu einer kurzen Ausführung bat.

„Ich mache ganz schnell", lächelte sie, und hatte schon einen Teil der Herzen gewonnen. „In Mannsdinge will ich mich auch keineswegs einmischen, sondern nur den Herren hier etwas Freudiges mitteilen. Meine Herren", begann sie ohne Umschweife, „ich lasse hier mit Genehmigung der zuständigen Behörden eine Liste herumgehen, in die ich alle bitte, sich einzuzeichnen, die eine Reihe mexikanischer Bergschafe zu besitzen wünschen. Wieviel jeder von Ihnen über Winter im Stall halten kann, muß mit aufnotiert werden. Die Hoherodskopfburg wird 200 Tiere aufnehmen, der Erlös, den die Wolle erbringt, wird Ihnen allen zugute kommen."

„Zugute kommen — mexikanische Bergschafe — Wolle?" Alles sprach durcheinander. Einige der Gemeinderäte hatten sich erhoben, bis schließlich Güssenthins Faust auf den Tisch donnerte und er schrie: „Ruhe! Wir wollen dem Schwindel gleich auf den Grund gehen. Daß wir alle hier kein Geld haben, wissen Sie genau, meine junge Dame. Wollen Sie Schindluder mit uns treiben, Hypotheken auf unsere ererbten Hütten nehmen, uns das Letzte rauben, was wir besitzen? Wie sollen die Tiere dann bezahlt werden, und was soll mit der Wolle geschehen? Selbst wenn Sie die Wahrheit sprächen, Fräulein, und alles mit Ehrlichkeit zuginge, allein die Fracht würde uns ja auffressen. Wolle gibt's genug im Lande, darum ist keine Not, aber unsere Fabriken im Tal liegen still, und solange die Webstühle nicht wieder in Betrieb sind . . ."

„So ist es — Güssenthin hat recht — alles Schwindel."

Erregte Stimmen überschlugen sich.

Da schmetterte Friedes helle Stimme laut und befehlend ein „Ruhe, bitte" dazwischen. So energisch kam es, daß der Lärm wirklich abebbte. Friede konnte mit ihrer Rede nicht durchdringen.

„Erst hören Sie mich bis zu Ende an, dann können Sie dagegen sein," erklärte sie energisch. „Hier lese ich Ihnen das Wichtigste aus ein paar Schreiben vor, die sowohl in Mexiko als auch in Deutschland polizeilich beglaubigt sind. Wenn Ihnen der Inhalt dieser Briefe nicht zusagt, ziehe ich mein Angebot zurück."

„Das läßt sich hören", sagte Wißmann.

Friede atmete auf und nickte Großkopf zu. Man wollte sie wenigstens bis zu Ende anhören. Sie griff nach dem ersten Schreiben:

„Eintausend Bergschafe sind heute an dich, liebe Friede, in Begleitung von Fritz Link abgegangen. Ein Frachtschiff, das keine weitere Ladung enthält als die ausgesuchten Prachtexemplare und Futtervorräte sowie Saatgut, hat es in Tampico an Bord genommen. Wir schreiben heute den 15. März. In etwa vier Wochen können die Tiere, mit deren Lebensgewohnheiten unser Spatz genau vertraut ist, in Hamburg nach Gelnhausen verladen werden. Deinem Wunsche entsprechend lasse ich meine Unterschrift sowie den Inhalt dieses Schreibens durch den Chefo Politico, unseren Polizeichef, beglaubigen. Ein Privatbrief an dich liegt bei.

Dein Vetter Wulff von Legien,
Besitzer der Rheinischen Kohlengruben, z. Z. „Hazienda zu den drei Korkeichen" Provinz Mexiko."

Der Polizeichef von Salazar, in dessen Dienstbericht die Hazienda lag, hatte mit vielen amtlichen Stempeln und umfangreichen handschriftlichen Kommentaren alles bestätigt.

Als Friede aufatmend endete und der Reihe nach die Männer fest ansah, begegnete sie hochachtungsvollen Blikken. Der Name Wulff von Legiens, des mächtigen rheinischen Industriellen, war selbst hier bekannt. Man machte sich von seinem Reichtum geradezu märchenhafte Vorstellungen. Wenn die Sachen von ihm ausgingen, mochten sie wohl stimmen, aber sicherlich kam das dicke Ende, das gewöhnlich kommt, in dem zweiten Brief, den das Fräulein in der Hand hielt.

Während das erste Schreiben von Hand zu Hand ging und mit umständlicher Genauigkeit von den Bauern auf seine Echtheit geprüft wurde, las Friede:

„Die Vereinigten Textilwerke geben hierdurch ihre feste Zusage, die Arbeit sofort wieder aufzunehmen, wenn die erste Schafschur der auf dem Hoherodtskopfburg neueingeführten mexikanischen Bergschafe vollzogen ist. Bedingung bleibt, daß sie die Qualität aufweist wie die uns durch Fräulein von Stetten vorgelegte Probe und daß die genannte Dame uns im Wort bleibt und uns eintausend Dollar beim Arbeitsbeginn zahlt. Von einer Nichtverzinsung, wie es gewünscht wird, kann natürlich keine Rede sein. Die Zinsen in Höhe von 5 Prozent werden wir der notleidenden Hoherodtskopfburger Bauernschaft zukommen lassen.

Hochachtungsvoll

gez. Hilhelm Schröder. gez. Kuno Hagensloh."

Auch diese Unterschriften waren polizeilich beglaubigt.

Totenstille herrschte. Endlich faßte sich Flüli ein Herz:

„Und — und Fräulein, die Schafe — was sollen die denn kosten, wo wir doch trotz allem keinen roten Dreier übrig haben?"

Friede lachte.

„Die Schafe kosten für euch dasselbe, was sie mich kosten. Mein Vetter macht sie mir zum Geschenk und ich verschenke sie an euch weiter. Darf ich um die ausgefüllten Listen bitten?"

*

Die deutschen Glocken läuteten das Pfingstfest über dem blühenden Lande ein. Wulff von Legien war mit seiner jungen Frau in der Heimat angekommen. Ihr erster Ausflug von ihrem Heim am Rhein aus war zu Peter Ott nach Bourtang. Sie hatten gehofft, ihn als ersten lieben Gast mit nach Hause zu bringen, aber ihre Bitte war vergeblich. Mit Peter Ott war nichts anzu-

fangen. So innig er sich über das Glück seines Freundes und seiner kleinen Conchita freute, es lag wie eine müde Trauer auf ihm.

„Laßt mich, Kinder", bat er. „Ich tauge nicht zu glücklichen Menschen, wie ihr seid. Laßt mich in meiner Arbeit und meiner Einsamkeit." Conchita wäre am liebsten mit allem herausgeplatzt, was ihr leidenschaftliches Herz bedrückte. Sie konnte es nicht einsehen, daß zwischen Peter Ott und Friede von Stetten alles vorbei sein sollte. Immer wieder hatte sie dieses Thema mit Wulff erörtert. Wulff hatte auch mit Telse des öfteren darüber korrespondiert, aber er hatte sich überzeugen müssen, daß der Riß zwischen Friede und Peter nicht zu heilen war. Conchita in ihrer überschäumenden Glückseligkeit hätte am liebsten alle Menschen zusammengebracht, und außerdem war in ihr immer noch ein ganz kleiner Eifersuchtsschmerz gegen Friede. Sie hatte sich auch standhaft geweigert, Friede schon kennenzulernen, und hatte unter tausend Vorwänden erreicht, daß man nicht auf die Hoherodtskopfburg fuhr.

„Peter — ja, Wulff", hatte sie erklärt, „der ist ja der eigentliche Stifter unseres Glücks; aber Friede — da muß ich erst noch ein bißchen sicherer in deiner Liebe sein."

„Noch sicherer?" fragte Wulff. „Noch eifersüchtig, Kleines?"

Conchita zeigte an dem Nagel ihres kleinen Fingers: „Soviel noch eifersüchtig, Wulff."

„Ach, darum möchtest du wohl so schrecklich gern, daß Peter und Friede wieder zusammenkommen? Du denkst, wenn Friede erst verheiratet ist, dann ist der letzte Rest dieser Eifersucht für dich überwunden?"

Wulff fragte es lachend. Conchita wurde rot. Er hatte sie erkannt.

„Vielleicht hast du recht, Wulff, aber es ist nicht der alleinige Grund. Man sieht's doch dem Peter an, daß er über diese Geschichte nicht hinwegkommt. Und ich wünschte so sehr, daß alle, alle Menschen glücklich wären, so glücklich wie wir."

Aber an Peters freundlicher Bestimmtheit scheiterte auch Conchitas Ungestüm. Er wich jedem Gespräch über Friede aus. Außerdem behauptete er, nicht abkömmlich zu sein. Die Urbarmachung des Bourtanger Moores war, soweit der Legien gehörende Teil in Frage kam, vollendet, aber neue Aufgaben hielten Peter Ott dort noch auf lange Zeit hinaus fest. Und das war gut so. Man mußte so viel Arbeit haben, daß man nicht mehr zu denken vermochte. Nicht mehr an Friede denken konnte. Alles in ihm schrie nach ihr. Aber es gab Dinge, die ein Mann nicht vergeben konnte. Friede hatte ihm zu verstehen gegeben, daß er ihr zu arm war. Wenn sie ihn nicht rief, er würde nicht mehr zu ihr zurückkommen, um etwas betteln, was nur freier Liebesentschluß gewähren konnte. Er mußte ja nicht einmal, wo sie jetzt lebte. Denn auch Wulff gegenüber hatte Telse, ihrem Wort getreu, geschwiegen. Wulff und Conchita fuhren am zweiten Pfingsttage wieder fort. In ihrem Glück war es wie ein Schatten — das Mitleid um den einsamen Freund am Bourtanger Moor.

*

Pfingsten über dem deutschen Land. Die Wege um den Hoherodtskopf sind gesäumt von weißblühenden Schlehdornhecken, an den Rainen der Wege blüht es von blauen Kuckucksblumen und weißen Maßliebchen. Die Lerchen über den Feldern singen sonnenselig. Im Hofe der Hoherodtskopfburg steht Spatz. Er hat die wertvolle Schafherde über den Ozean gebracht, weil er ohne Friede es nicht ausgehalten hat. Er ist ein gemachter Mann, denn ihm ist die Belohnung für die Ergreifung des Mörders Donna Victorias zugefallen. Er hätte drüben sich ankaufen können, oder als erster Aufseher neben Käsbier auf den Rolandschen Besitzungen bleiben können, aber es hielt ihn nicht mehr drüben. Es gab für ihn auch nur eins: zurück in die Heimat.

„Allens jut und schön hier, Herr von Legien", sagte er zu Wulff, „aber zu Hause is et besser. Verwalten Sie meinen Zaster, weil ick ja noch nich mündig bin. Und jeben Sie mir Arbeet, meinswegen als Kumpel uff Ihre Jruben. Mir sagt die Jegend hier doch nich janz zu, und in Deutschland —" ein sehnsüchtiger Schimmer stand in seinen Augen, „kann ick ooch hin und wieder unser jnädiges Fräulein sehen." Wulff von Legien sah ein, es hatte keinen Zweck, Spatz hierzubehalten. Der Junge würde vor Sehnsucht nach Deutschland einfach aus dem Gleise gekommen sein. Als ob es so hätte sein sollen, kam zu gleicher Zeit Friedes Brief an Roland. Dieser Brief enthielt die Einfuhrgenehmigung für 500 mexikanische Bergschafe. Ein Verrechnungsscheck auf einen großen Teil der Summe, den er für Fanfare gezahlt, lag bei, mit der Bitte, ihr dafür so viel Bergschafe zu schicken, wie die Höhe des Schecks es erlaubte. Ausführlich hatte Friede in ihrem Brief die schreckliche Notlage der Hoherodtskopfburgbauern geschildert und ihren mannhaften Kampf gegen den Hunger.

In der ersten Antwort, die Friede aus Mexiko erhielt, folgte ihr Scheck zurück. Gleichzeitig teilten ihr Roland und Wulff mit, was sie den Bauern verkündet: Wulff und Roland stifteten gemeinsam die tausend Schafe. Sie wollten am Wiederaufbau helfen und auch Spatz, der die Herde herüberbringen wollte.

Als Friede dann in Bremerhaven Spatz an Bord des Frachters sah, ein unterwegs geborenes Lämmchen im Arm, und ihr mit einem riesigen Taschentuch zuwinkend, verlor sie jede Fassung. Sie kannte keinen Unterschied mehr zwischen sich und ihrem Pferdejungen. Sie riß ihn einfach in ihre Arme und gab ihm einen herzhaften Kuß.

Dann kam Spatzens große Überraschung. Als Geschenk für Friede brachte er „Chica", Don Potosis Stute, mit, die ihr geholfen hatte, damals das Turnier zu gewinnen. Er hatte sie Don Luis abkaufen wollen, aber dieser sandte sie Friede mit „als Geschenk und als ein winziges Pflaster auf die tiefe Wunde, die der Aufenthalt ihr in seinem Lande beigebracht hatte."

. Zuerst hatte Friede bei aller Begeisterung über das herrliche Tier etwas den Kopf geschüttelt. Was sollte sie mit diesem köstlichen Vollblüter in der Einsamkeit des schroffen Vogelberges? Dann aber erwies sich „Chica" als eine wahre Kletterkünstlerin. Chica half Friede in geradezu musterhafter Weise bei der Betreuung der Schafe, die auf der Hoherodtskopfburg ein Unterkommen gefunden hatten. Wenn die Tiere tagsüber auf den verstreut liegenden Wiesen umherkletterten, hütete Friede sie abwechselnd mit Spatz. Hoch zu Roß, in einem ihrer knabenhaften Reitanzüge, ritt sie an den Hängen des Moors begleitet von zwei ewig kläffenden Spitzen, vor denen die Schafe mächtigen Respekt hatten. Sie ersparte dadurch einen Schäfer und wußte zugleich, wenn eins der Tiere sich verstiegen hatte. Diese Ritte an den Hängen und über die weiten Ebenen um den Hoherodtskopf waren die größte Erfrischung und Entspannung für Friede. So brauchte sie ihrem geliebten Reitsport nicht untreu zu werden und fühlte ihn doch nicht als einen Luxus, sondern als etwas, was zu all dem gehörte, was sie geschaffen hatte.

Wenn Friede manchmal zurückdachte, wie alles gekommen, so glaubte sie immer noch zu träumen. Jetzt war sie schon anderthalb Jahre auf der Burg, was aber hatte sich in diesen Monaten alles um sie herum geändert! Der Vogelsberg mit seinen Kämmen, zu denen auch der Hoherodtskopf und der Taufstein gehörten, früher eine der ärmsten Gegenden Deutschlands, war kaum noch wiederzuerkennen. Dörfer blühten auf, wo noch vor Monaten zerfallene und verwüstete Flecken zu sehen gewesen waren. Im Tale rauchten die Schornsteine der Textilfabriken wieder. Überall war Schaffen und Leben, Hoffnung und Vorwärtskommen. Gesegnet war dieses Jahr gewesen. Trotz allem eigenen Leiden und Entsagen gesegnet. Wie die Pfingsttage gesegnet waren.

Die letzte Nachmittagssonne liegt über dem Lande. Friede hält auf ihrem Pferd hoch oben auf einem Hügel. Zu ihren Füßen liegen Felder im ersten lichten Grün der jungen Saat. Sonnenstrahlen weben um die Birken und Sträucher in ihrem ersten Laubschmuck. Der Wind streicht warm und doch herb über Friede. Er bringt die reine Luft der deutschen Berge. Verwehte Glockenklänge aus dem Tal dringen an ihr Ohr. Fünf Uhr — die Kirchweih in Moorburg war jetzt sicherlich im vollen Gange. Abends wollte sie mit Telse Spatz folgen, der schon seit Tagen geschworen hatte, die ganze Kirchweih auf den Kopf zu stellen. Spatz war eine der beliebtesten Persönlichkeiten der ganzen Gegend geworden. Friede lächelte vor sich hin. Doch dann wurde ihr Antlitz plötzlich ernst. Sie hatte den Gedanken immer wieder von sich gewiesen, aber einmal mußte sie ihm standhalten. Ihre Zeit war gekommen — sie mußte die Hoherodskopfburg wieder verlassen, wollte sie nicht doch einmal unvermutet mit Peter Ott zusammentreffen. Ihre Arbeit war getan. Man konnte

ohne sie allein weiter. Aber wenn sie daran dachte, den Frieden dieses Landes zu verlassen, dann wurde ihr das Herz weh. Wo wollte sie hin? Zurück in die große Stadt zu fremden Menschen? Ach, sie hatte er erst jetzt kennen gelernt, was es hieß, für das Land schaffen, im Boden zu wurzeln. Abgetrennt von der Erde, war der Mensch selbst heimatlos. In der Großstadt würde sie kaum Wurzeln schlagen können. Und doch — es mußte sein. Sie fuhr aus ihren traurigen Gedanken auf. Warum kläffte der Spitz wie ein rasender, so daß Chica erschreckt hochstieg? Ach, da kam irgend ein Wanderer, wahrscheinlich ein Pfingstausflügler. Gleichmäßig stieg er auf dem steilen Weg zum Kamm empor.

Nun war sein Gesicht hell von der untergehenden Sonne erleuchtet. Friede glaubte zu träumen. Sie ließ die Zügel schlaff sinken. Da machte Chica einen übermächtigen Schritt vorwärts, beinahe wäre Friede heruntergefallen. Dieser Augenblick brachte sie zum Bewußtsein. Und nun war kein Träumen mehr. Nun war alles Wirklichkeit, beseligend und doch erschreckend zugleich: Peter Ott kam den Weg herauf, gerade auf sie zu. Sie konnte nicht mehr wenden, sie konnte nicht davonreiten. Wie gelähmt saß sie auf Chica und sah Peter Ott entgegen.

Peter Ott war nicht weniger verwirrt, er fuhr sich mit der Hand über die Augen. Einmal und noch einmal. Aber das Bild blieb, das holde, unwirkliche Bild. Friedes schöne Gestalt vor ihm auf dem schönen Tier, ihr klares Gesicht vom Licht der Heimat umflossen.

Er machte ein paar unsichere Schritte, streckte die Hände aus. Und da war alles in Friede fort, die Scham vor Peter Ott, die Unsicherheit. Sie glitt aus dem Sattel. Demütig stand sie da. In ihren Augen war nichts als ein sehnsüchtiges Wollen und dieses Wollen hieß: Zu dir!

„Friede?" fragte Peter. „Friede, Sie hier auf dem Hoherodtskopf? Sie sind zu Telse gekommen, nicht wahr?"

Da sagte Friede ganz leise und demütig:

„Einmal dachte ich, ich käme zu Telse, Peter, aber ich weiß es schon lange: in Wahrheit kam ich zu dir!"

— Ende —

Wochenende in der Weltstadt.

Alfons Paquet, der rheinfränkische Dichter, hat in einem Sommer ganz Europa beflogen. Das Erlebnis legt er in dem Buch „Fluggast über Europa" vor (Verlag Knorr & Hirth-München). Es ist ein „Roman der langen Strecken", in dem nicht nur das riesige, sicher funktionierende Luftverkehrsnetz unseres Erdteils, sondern auch Europa selbst auf eine ganz neue Art erlebt — und geschildert wird.

Von Alfons Paquet.

Zurück nach Croydon!

Ich nehme diesmal die Untergrundbahn. Wahrhaftig. Die Rückkehr zum Flugplatz ist mir schon wie eine Heimkehr. Der Zug fährt durch eine Unterwelt von weißen porzellanenen Röhren, dann an schwarzen Bündeln von Kabeln und Rohrleitungen entlang. Schläfrig wackeln die Gesichter der Menschen. Auf den Stationen leuchten die Wände von Plakaten. Beine in Stulpstiefeln, eine dampfende, überlebensgroße Tasse mit gelben Buchstaben, der braune, gesiegelte Hals einer Flasche ... Dann ist die Halle von Victoria wieder da. Einer der vielen Züge, die gerade im Begriff zu fahren sind, geht nach Waddon Station. Dort ist es nur noch eine Viertelstunde Fußmarsch, und ich bin wieder auf der schnurgeraden, tiefgelb beleuchteten Landstraße. Der Signalmast des Kontrollturms leuchtet von weitem wie ein kleiner Weihnachtsbaum.

Und wie ein roter Glühstrumpf steht der Leuchtturm da. Ein kaum merkliches Zusammenspiel von Lichtern hebt den Flugplatz aus der Dunkelheit. Es ist nicht so sehr an die horizontale Wirkung gedacht wie an die vertikale. Auf den Dachfirsten glühen die Lämpchen wie Rubinen, die schräggestellten Dächer der Schuppen liegen schmal und phosphoreszierend in der Nacht. Eiskalt strahlen die Bogenlampen vor der Halle. Fahrbare Scheinwerfer übergießen das Flugfeld wie aus Gartenspritzen mit einem grauen Licht.

Ein solcher Flugplatz ist nachts noch aufregender als am Tage.

Nun spielt sich in wenigen Minuten das folgende ab: eine Maschine kommt an, eine KLM-Maschine, der Fliegende Holländer, der um vier Uhr nachmittags von Berlin weg flog. Sie steht schon vor der Halle, Leute eilen herzu. Die ineinandergreifenden, noch wirbelnden Scheiben der Propeller leuchten wie rauchende Fackeln, an den Tragflächen brennen noch die Lichter. Hell treten die Verstrebungen des Traggestells hervor, der Rumpf liegt im Dunkeln. Eine kleine Gruppe Menschen, vom Scheinwerfer beschienen, im Augenblick nur damit beschäftigt, Gepäck aufzutürmen und in Papieren zu blättern, steht zwischen einer Säule von Kisten und dem mannshohen Gummirad der Maschine. Die Tragfläche ist darüber ausgestreckt wie ein Schirm.

Dann wird die Maschine abgeschleppt. Alles verschwindet wie ein Spuk. Eine Lufthansa-Maschine fährt vor, man bestrahlt von der Seite ihren gedrungenen, metallischen Bau. Die Kabine steht noch offen, sonst ist alles zum Nachtflug fertig, ein Reisender ist im letzten Augenblick vorgefahren und steigt ein. Blaues Feuer, Rauch und Funken sprühen aus dem Auspuff, auf der Galerie des Kontrollturms leuchtet der Buchstabe „L" auf. Mit einer krachenden Kehrwendung wirft sich die Maschine herum. Sie macht den Abflug unmittelbar von der Halle. Die Beamten, mit aufgeklappten Kragen, machen tiefe Verbeugungen gegen das Haus, dessen Wand von einer Wolke von Kies, Grasstückchen und Staub überschüttet wird. Ein kleines Sternbild schwebt in der Höhe, schon ist es verschwunden.

Die Maschine wird in zwei Stunden in Köln sein, sagt der Beamte, Mr. Snow.

Nochmals ruft die Sirene. Vorhin kreiste eine Maschine über dem Flugplatz, man sah abwechselnd ein grünes und rotes Licht, eine rote Rakete stieg auf, sie galt als Warnung. Jetzt kann die Landung geschehen. Das waagrechte T-Licht in der Südostecke des Flugplatzes gab das Zeichen. Die Maschine braucht nur der Richtung des Längsbalkens auf den Querbalken zu folgen, dann landet sie vorschriftmäßig gegen den Wind. Da steht sie auf der Plattform. Dasselbe Lichterspiel wie vorhin beginnt. Diesmal machen die Beamten der französischen Gesellschaft den Dienst.

Und dann ist die Halle dunkel. Wir gehen ins Hotel hinüber, Mr. Snow hat Nachtdienst. Aber vorläufig ist Pause.

Noch einen Blick auf den Flugplatz. Die kleinen Rubinen der Firste sind schon weggenommen. Nur das Neonlicht glüht wie ein bengalisch beleuchteter Gefechtsmast. Ein Scheinwerferstrahl streift über den Boden, er trifft die schrägen schwarzweißen Streifen des hölzernen Zaunes, der die Grenzen des Flugfeldes bezeichnet und erlischt. Die dunkle Fläche liegt jetzt in einem weiten Kranz von gelben Lichtern, die bald aufblinken, bald verlöschen. Leuchtfeuer ohne das Rauschen der See. Nicht einmal ein Rauschen des Windes ist zu vernehmen.

Wundervolle Abgeschiedenheit des Hotels hier draußen. Schwarzgetäfelte Halle, von Deckenlampen schläfrig beleuchtet. Goldfarbene Vorhänge verhüllen die Türen zum Flugplatz. Ein Gobelin zeigt einen Wald mit Rehen und Hirschen. Ein paar Herren sitzen lässig in den steifen Sesseln. Alle Tische sind schon abgeräumt. Die Wärterin sammelt die Gläser ein, zu trinken gibt es nichts mehr. Die Herren sind Piloten, die sich ruhig unterhalten. Die Stehlampe am Kamin beleuchtet die schwarzen Scheitel dreier Damen, die eine Menge Handarbeiten und illustrierte Zeitschriften um sich haben.

„Was sind das nun für Kisten, die heute nacht in dem Postflugzeug über den Kanal fliegen?" frage ich.

„Eine Mennge Kisten mit Küken, die erst heute ausgekrochen sind", sagt Mr. Snow. „Der Herr, der ausnahmsweise mitflog, ist übrigens das Mitglied einer Botschaft. Er will unbedingt morgen nachmittag in Warschau sein. Manchmal fliegen auch bei den Frachten Leute mit. Dann handelt es sich um Dokumente oder auch um Goldsendungen. Alles kommt auf unseren Frachtbriefen vor. Kürzlich war es ein Gemälde von einigen Tausend Pfund Wert. Kennen Sie einen französischen Maler? Ich vergaß den Namen, es klingt wie Männit und Manney. Das Bild ging zu einer Ausstellung nach Paris. Und der Herr, der mitflog, war der Verwalter der Privatgalerie des Königs."

„Aber was wird mit den Küken? Wer füttert sie unterwegs?"

„Füttern ist nicht nötig", sagt Mr. Snow. „Es war nicht die erste Sendung, die unsere großen Brutfarmen loslassen. Kürzlich ging so ein Stoß nach Rumänien. Die Küken heute abend fliegen nach Moskau. Zunächst bis Köln. Dort werden sie in eine andere Maschine umgeladen. Die zweite Um-

ladung folgt in Berlin, die dritte in Königsberg. In achtundzwanzig Stunden sind sie am Ziel."

„Wenn nur die Hälfte lebendig ankommt, ist es schon ein ganz schöner Erfolg", meine ich.

„Wir garantieren neunzig vom Hundert", lächelt Mr. Snow. „Es waren zweitausend Stück. Ich wette, sie piepsen noch alle, wenn der Wärter sie drüben in Empfang nimmt. Und was das Futter betrifft, Küken brauchen in den ersten 38 Stunden überhaupt keine Fütterung. Diese heute in England ausgekrochenen Küken bekommen also ihre erste richtige Mahlzeit in Rußland."

„Wie bekommt überhaupt Tieren die Luftreise?"

„Oh, den meisten ausgezeichnet! Wir haben schon Erfahrungen mit Hunden, Katzen, Mäusen, Brieftauben. Tropische Fische werden in besonderen Behältern versandt. Auch Bienen, Schmetterlinge reisen mit uns durch die Luft. Aus Afrika schickt man Heuschrecken und andere Insekten an wissenschaftliche Institute. Mehrmals beförderten wir fliegende Menagerien. Sehen Sie die Damen am Kamin? Das sind die Mitglieder einer Truppe, die fast nur noch den Lufttransport benutzt. Sie warten auf ihre dressierten Katzen, Meerschweinchen und Papageien, mit denen sie sich nächstens in irgendeiner Hauptstadt des Festlandes zeigen werden. Eine besondere Rolle spielen übrigens Bruteier. Es hat sich herausgestellt, daß sie den Transport durch die Luft besser vertragen als jede andere Art der Beförderung."

„Nur das Steigen oder Fallen des Flugzeugs wird ihnen nicht gut bekommen."

„Gerade das hat auf die Eier fast keinen Einfluß. Jedenfalls weniger als das beständige Rütteln in der Eisenbahn oder die Nähe der Dampfmaschine im Schiff. Alles hält sich frisch, und die Dotter bleiben an der richtigen Stelle. Selbst Gärtnereien, Motorfirmen, Herrenschneider, Apotheken machen immer mehr Gebrauch von der Flugpost. Kürzlich flogen wir Rundfunkgeräte für das königliche Schloß nach Bukarest. Vorigen Mittwoch schickte eine Ingenieurfirma Pumpenfittings an eine Wasserwerksanlage am Suez-Kanal. Eine Kiste voll Gasmasken ging nach Indien, sie waren telegraphisch zur Bekämpfung eines Grubenbrandes bestellt. Eine Londoner Firma sandte an einen indischen Rajah eine Menge kostbarer Spielsachen für seine Kinder. An dieselbe Adresse ging ein kleines Paket, das nichts weiter enthielt als einen künstlichen Bart, der bei einer Theateraufführung benötigt wurde."

„Das sind Luxusangelegenheiten."

„Aber durchaus nicht immer", sagt Mr. Snow. „Für Afrika sogar höchst selten. Man schickt zum Beispiel Autoersatzteile nach Kenya, an irgend eine wissenschaftliche Expedition, die am Kilimandscharo festsitzt. Ein Londoner Doktor schickt einem Kranken eine Medizin nach Daressalam. Auch nach Tanganyika wurden Bruteier einer bestimmten Hühnersorte gesandt. Dafür schicken bereits die Kaffeepflanzer in Kenya die Muster ihrer neuesten Kaffee-Ernte im Flugzeug nach London. Baumwollpflanzer in Ägypten folgen diesem Beispiel. Aus dem Osten kommen Mangofrüchte, langsam reifende, leichtverderbliche Früchte. Dafür bringen wir den großen Hotels in Alexandrien zuweilen eine Fracht lebender Brüsseler Forellen, ein paar Körbe voll Hummern. Um Weihnachten werden Plumpuddings nach allen Weltgegenden versandt. Unsere Maschine, die am Heiligabend von Croydon nach Paris abfliegt, heißt schon allgemein der Plumpudding-Luftexpreß."

„Aber das alles ist noch gar nichts. Wissen Sie, daß Imperial Airways das letzte Rennen in Auteuil gewannen? Wir brachten einen besonders wertvollen Gaul hinüber. Das Tier war im Flugzeug an Gurten aufgehängt. Und es war durch die Luftreise so wenig mitgenommen, daß es sehr unternehmungslustig ankam und seinem Besitzer eine recht hübsche Summe gewann."

„Lieber Mr. Snow, dieser Gobelin mit dem Märchenwald an der Wand scheint wirklich eine anregende Wirkung auf Sie zu haben."

Mr. Snow lächelt.

„Kennen Sie die Erzählung „Die tausendundzweite Nacht der Scheherezade" von Edgar Allan Poe? Die müssen Sie lesen. Das war nämlich die erste Erzählung, mein lieber Herr, die der Wesir der Erzählerin nicht glaubte. Worauf er sie dann mit einer seidenen Schnur erdrosseln und ins Meer werfen ließ. Und gerade diese Erzählung enthält nichts als die Schilderung eines Landes, in dem es Eisenbahnen, Flugzeuge und Autos gibt. Es war die erste wahre Geschichte der armen Scheherezade. Wir brauchen heute den Zauberteppich des braven Sindbad nicht mehr. Und jetzt wird es Zeit, daß ich wieder in mein Bureau hinübergehe. Gute Nacht."



Bunte Chronik



Der Affe im Eis.

In der Regel gelten die Affen als Bewohner der heißen Zone für recht empfindliche Tiere, die man in unseren Zoologischen Gärten mit aller Sorgfalt vor Kälteeinflüssen behütet. Daß es unter ihnen aber auch recht widerstandsfähige Vertreter gibt, zeigt der Fall eines Rhesusaffen in Taschkent. Man hat das Tier seit Monaten im Freien in einem Käfig gehalten, der nur mäßigen Schutz gegen Wind, Regen und Kälte bot. Es überstand die bittere Kälte, die noch im Frühjahr in Taschkent herrschte. Noch bei Temperaturen von 18 Grad unter Null blieb es in seinem Käfig.



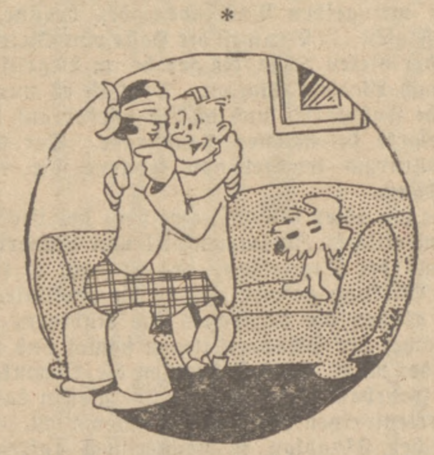
Lustige Ecke





„Ich möchte mein Bild dreimal vergrößert haben — mit Ausnahme des Mundes, den können Sie lassen, wie er ist!"

*



„Papa hat mir verboten, dich öfter zu sehen — — —!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.